

Therapia liegt am Bosphorus

Gedanken zu einer Tagung in Istanbul¹

Das Nebeneinander von großer Historie und bedrückender Armut, von Offenheit für äußere Einflüsse und wundersam erhaltenem Gemeinschaftsgeist, von zur Schau gestellter Natur- und Kunstschönheit und einem aus wackeligen, heiklen Beziehungen zusammengeflackten Alltagsleben: lag etwa darin das Geheimnis Istanbuls?

Orhan Pamuk, Istanbul. Erinnerungen an eine Stadt. S.397

Istanbul ist ein Rätsel. Istanbul ist nicht die Türkei, aber je nach Quelle lebt beinahe jeder vierte Türke in und um Istanbul. Ob es vierzehn Millionen sind oder achtzehn (oder vielleicht doch zwanzig Millionen) – wer weiß das schon. Nach offiziell ermittelten Bevölkerungsstatistiken ist Istanbul die viertgrößte Stadt der Welt – und bei weitem die größte Europas. So viele Menschen. Wie viele Istanbuls?

Der europäische Kern von Istanbul besteht für uns aus dem Westen einreisende Fremde aus zwei Teilen: da ist zum einen die eigentliche Altstadt mit den historischen Wurzeln, mit der theodosianischen Stadtmauer (gebaut um das Jahr 400), dem Topkapi-Palast sowie der Hagia Sophia, der Blauen Moschee und dem Großen Basar. Zum anderen ist da Beyoglu nördlich von der tief einschneidenden Bucht, dem Goldenen Horn. Hier präsentieren im modernen Teil der Innenstadt mit der Fußgängerstraße Istiklal Caddesi die Glitzerboutiquen von Mango, St. Oliver und andere die neuste Mode. Zwischendurch gibt es eine Cafe latte bei Starbucks. Hier findet man die bürgerlichen Wohnblocks mit den großen Altbauwohnungen, den besten Bosphorus-Blick von Europa aus und den Fußballclub Galatasaray, der mit Fenerbahce und Besiktas um die Palme des erfolgreichsten türkischen Vereins streitet.

Zwei Teile, das klingt überschaubar. Aber wenn man vom Großen Basar flanierend weiter nach Westen schweift und in den Stadtteil Fatih kommt, auf verfallende Holzhäuser und verschlafene



Alte Fassade – neuer Schein

Kleinstadtstraßen trifft, wenn man merkt, dass man mit der sperrigen digitalen Spiegelreflexkamera aufzufallen beginnt, wenn die Quote der kopftuchtragenden Frauen noch einmal zunimmt, dann kommt man in ein anderes Istanbul. Wie viele verschiedene KopftuchdesignerInnen mag es geben? Hier jedenfalls dominieren die traditionellen Modelle. Und hier ist man noch in Zentrumsnähe. Das Istanbul der Millionen, die in den Vorstädten leben und arbeiten und nie am Bosphorus spazieren gehen, dieses Istanbul der nicht endenden Wohnblockzeilen betreten Touristen meist nicht. Wozu auch?

Istanbul hat wesentlich zu unserer abendländischen Kultur beigetragen. Unter dem Geburtsnamen *Byzanz* und nach der Heirat mit Rom *Konstantinopel* war es schon damals größte Stadt Europas. Von hier aus herrschten alle erdenklichen Großmächte und hinterließen ihre Bauten und Denkmäler: die theodosianische Landmauer, die die oströmische Metropole noch gegen den Ansturm der Hunnen schützte, als diese Rom schon lange geplündert hatten. Den Galata-Turm, der auf das sechste Jahrhundert zurückgehen soll und 1348 von den Genuesern endgültig in Stein befestigt wurde. Die zunächst christlich-orthodoxe Kirche Hagia Sophia war zur Zeit ihrer Fertigstellung im Jahr 537 die größte der Welt, wurde später als Moschee genutzt und ist seit über hundert Jahren Museum (was konkret bedeutet: es gibt keine Gottesdienste mehr und es kostet Eintritt). Der Topkapi-Palast mit dem Serail beflügelte jahrhundertlang die westlichen Phantasien (bis hin zu den einschlägigen Entführungsgeschichten). Der von den Engländern gesponsorte Ausweich-Palast des Sultans am Bosphorus beeindruckt mit der gespendeten Kopie von Big Ben. Und auf der Fahrt vom Atatürk-Flughafen in die Stadt fahren wir am Media-Markt vorbei. Wo ist Lidl? Vermutlich in den Vorstädten, da wohnen die Leute. Aber eigentlich hat die Supermarktkette Migros hier die Nase vorn, unabhängiger Nachfahre Schweizer Ahnen.

*

Die junge Frau kommt aus Richtung der Toiletten. Sie nimmt die Stufen im Eilschritt, Jeans, blaues T-Shirt, dezent aber sportlich. Darüber weht ein schwarzes Tuch, eine Art Umhang, flattert hinter ihr her, bis sie es mit geübtem Griff zusammenrafft, vorn schließt und mit Haken befestigt. Der eingewobene schwarze Schal wird um den Kopf gewickelt, einmal so und einmal so, und schon verlässt eine von Kopf bis Fuß schwarz gewandete Muslima das Gebäude. Was weiß denn ich, wieviel Unterschiedlichkeit sich unter diesen schwarzen Umhängen und Tüchern verbirgt? Die jungen Männer sind da offener: Jeans, Shirts, in den sie die Muskeln spielen lassen können, da weiß man worum es geht.

*



Blick vom Orient Institut Istanbul auf den Bosphorus

Am Anfang steht ein get-together im Orient-Institut, mit einem Balkon hoch über dem Bosphorus, atemberaubender Blick auf Denkmäler und Meerenge. Sogar das siebenstöckige Kreuzfahrtschiff sieht von hier oben aus wie für die Badewanne gebaut.

Es gibt einen Vortrag des norwegischen Linguisten Bernd Brendemoen über die Benutzung von Objekten in den Romanen von Orhan Pamuk. Es geht zunächst um die Vorbilder des türkischen Literaturnobelpreisträgers: um Flaubert, Balzac, Proust. Es geht um Pamuks „Museum der Unschuld“, das er kürzlich hier in Istanbul eröffnete und in dem die Objekte gesammelt sind, die in dem gleichnamigen Roman eine zentrale Rolle spielen, die Objekte der materiellen Welt, aus denen sich eine Liebesbeziehung und ihr Scheitern inszenieren. Kemal sammelt alles, was ihn mit seiner geliebten, aber unerreichbaren Füsün verbindet, und Pamuk hat aus seinem eigenen Romanⁱⁱ ein Museum gemacht. Identitäten werden unscharf: Ist der im Roman auftretende Autor des Museumskatalogs Orhan Pamuk selbst? Oder ist es eine Romanfigur von Orhan Pamuk, der er den Namen „Orhan Pamuk“ oder zumindest seine Identität leiht?

Meine Gedanken schweifen zum Thema unserer bikulturellen musiktherapeutischen Tagung. Ich denke an „das Dritte“ in den Konzepten Paolo Knills für künstlerische Therapien und Musiktherapie. Sind diese Objekte in Pamuks Roman so etwas wie das Dritte, das die unmögliche Beziehung auf dem Umweg über Gegenstände substituiert? Geht sowas? In seinem Istanbul-Buch beschreibt Orhan Pamuk die Wohnungen seiner Familie in den verschiedenen Stockwerken der „Appartments Pamuk“: in jeder Wohnung stand mindestens ein Klavier. Niemand spielte darauf, aber die Instrumente boten den idealen Platz für umfangreiche Sammlungen von Familienfotos. Die Familiengeschichte, konstituiert durch die Fotos auf den schweigenden Musikinstrumenten – was ist das hier für ein Objekt-Begriff, der in der Psychoanalyse ja ganz spezifisch gefasst und in den Mittelpunkt gestellt wird, das Objekt als der andere, Fundament der Beziehung? Ich werde immer neugieriger und freue mich, dass Martin Greve vom Orient-Institut und Susanne Metzner von der Hochschule Magdeburg-Stendal die Vorbereitungsarbeit für diese Pionier-Tagung auf sich genommen haben.

*

Die Tagung findet im zweiten Stock statt, mitten in der Avrupa Passaji steigt man zwei Treppen hoch und findet einen (auch medientechnisch) schicken, aber fensterlosen Tagungssaal, der unter dem Glaskuppeldach mit der Kaffeebar durch eine kleine Brücke über die Passage verbunden ist.



Der Tagungsort: Avrupa-Passage in Beyoğlu

Wenn man von der Brücke nach unten blickt, sieht man Kissen und Kelims, bunt für die Touristen aufgetürmt. Auf der Brüstung liegt ein handtellergroßer Nazar, das blauweiße Amulett, wie ein Auge, das gegen den bösen Blick schützt – ein Überbleibsel vorislamischen Aberglaubens, das allgegenwärtig ist (nicht zuletzt in den Souvenirshops am Flughafen).

Am ersten Tag hören wir zwölf Vorträge in türkischer Sprache, simultan übersetzt, man muss also konzentriert mitdenken und sich ständig selbst erschließen, welche Zusammenhänge gemeint sind, eine kolossale Anstrengung. Außerdem ergreift mich zunehmend eine fachliche Fremdheit, die bei psychotherapeutischen Grundhaltungen beginnt. Herr Can vom Sisli Memorial Krankenhaus in Istanbul legt sich schon mal von vornherein fest: Musiktherapie heißt, Harmonien und Melodien zur Verbesserung der Stimmung einzusetzen. Deutsche Psychotherapeuten zucken da ein wenig zusammen - sie verstehen sich eher als Behandler, nicht als Beglucker. Auf Dutzenden von PowerPoint-Folien weist Dr. Can nach, wie gut Musik zur Stimmungsverbesserung eingesetzt werden kann. Babys auf der Säuglingsstation tragen riesige Kopfhörer. Der Hirte spielt auf seiner Flöte, um die Schafe in ruhiger Stimmung zu halten (damit sie mehr gesundes Gras fressen).



Avrupa-Passage: Blick von der Brücke

Und seit hunderten von Jahren werden in türkischen Krankenhäusern *makams* gespielt, spezielle Modi, die Stimmungen darstellen und beeinflussen. Schon vor Jahrhunderten wurden ein Dutzend *makams* mit konkreten Indikationen für bestimmte Organsysteme und Erkrankungen versehen. Wir sehen ein Video mit dem Chefarzt an der Oud, der türkischen Knickhalslaute, und mit Mundschutz und Häubchen. Daneben andere ebenso „verkleidete“ Musiker, die auf der Ney, der Kemence usw. den Intensivpatienten *makams* vorspielen. „Die musikalische Hausapotheke, die in mitteleuropäischen Therapiedebatten vor Jahrzehnten noch hin und wieder verzagt propagiert und mittlerweile wohl endgültig verworfen wurde, lebt und ist in der türkischen Tradition beeindruckend verankert“ – so ist meine erster, eurozentrischer Eindruck. Er wird später, das soll nicht aus den Augen verloren werden, relativiert und damit zu erneuten Verunsicherungen führen, die aber dann eher meine europäische Heimat betreffen. Zunächst beeindruckt die Verschiedenheit, das Fremde. In diesem ersten Impuls mischt sich auch meine tiefsitzende Verärgerung darüber ein, wie sich bei

mir zuhause Therapeuten es oft zu einfach machen, wenn sie als „Manual“ geadelte Leitfäden benutzen, um allgemeine Lösungen zu propagieren für ganz individuelle und subjektive Konfliktlagen, auf die man sich ganz individuell und subjektiv einlassen müsste. Musiktherapie ist kein Kindergeburtstag, wo alle Spaß haben und hinterher geht man beschwingt nach Hause. Zu diesen Vereinfachungen („Simplify your life!“) scheint mir die etwas unkritische Haltung der altorientalischen Musikmediziner zu passen.

Das Thema der Tradition wird auf der Tagung noch wiederholt auftauchen. Auch im deutschen Sprachraum hat Oruc Güvenc, Philosoph, Mediziner und Makam-Musiker Anhänger gefunden. Aber hier in Mitteleuropa ist die Rezeption zwiespältig, wie Gerhard Tucek aus Krems (Österreich) am zweiten Tag der Tagung betont. Er ist einer der Wegbereiter der altorientalischen Musiktherapie in Mitteleuropa gewesen und hat eng mit Güvenc zusammen gearbeitet. Heute sucht er einen anderen Weg zur Kombination der regulativen Funktion altorientalischer Musiktherapie und einer modernen subjektiven, individuellen Rezeption. Er nennt das neue Konzept „Ethno-Musiktherapie“. Ob und wie es zu gemeinsamen Wegen traditioneller und moderner Therapie zwischen Orient und Okzident kommen kann (und ob das überhaupt erstrebenswert ist) blieb eine der offenen Fragen der Tagung.

Einigen zuhörenden deutschen Musiktherapeuten jedenfalls blieb das von türkischen Referenten teilweise implizierte Lehrer-Schüler-Verhältnis, wie es in Religion und Philosophie akzeptiert wird, für den Bereich der Musiktherapie doch fremd. Soll der Therapeut dirigieren, wo es hingehet, weil er es „besser weiß“? Die Beziehungsorientierung der modernen Musiktherapie wird im Orient tendenziell anders betrachtet als im Okzident. So überraschte es nicht, dass Herr Coban, Psychiater aus Istanbul, Musiktherapie eher für eine körperorientierte als für eine psychologische Therapie hält und verstärkte Forschung anregt, welche hormonellen Beeinflussungen durch die Darbietung spezifischer *makams* ausgelöst werden. Beeindruckend sein Hinweis, dass er sein eher somatisch orientiertes Konzept von Musiktherapie allen Medizinstudenten im ersten Semester präsentiert, weil er es für eine wesentliche Grundlage medizinischer Behandlungen hält.

Mit ein wenig Abstand wird mir später deutlich, dass eine beziehungsorientierte Musiktherapie natürlich anders wirkt und angesehen wird, wenn Beziehungen anders erlebt werden – und eine eher kollektiv orientierte Gesellschaft wie die türkische hat natürlich eine andere Beziehungslandschaft als die individualistisch-deutsche oder –mitteleuropäische. Ich merke, wie sehr ich aufpassen muss, in meinen befremdeten Reaktionen nicht meine eigene Kultur dem anderen Land überzustülpen.

Die referierenden türkischen Musiktherapeutinnen hatten Ausbildungen in Athen oder London gemacht, waren „von Haus aus“ Opernsängerin oder Pianistin, und waren stärker als die männlichen Mediziner-Kollegen an Biografie und Subjekt interessiert. Die akustische Umgebung bei der Geburt und in der Kindheit spielte eine Rolle, Winnicott und C.G. Jung tauchten wiederholt auf, es gab gemeinsame Bezugspunkte. Eine Kunsttherapeutin war gerade nach längeren Jahren in den USA wieder in die Türkei zurückgekehrt und hielt ihren Vortrag lieber auf englisch. Psychiatrisch tätige Musiktherapeutinnen aus der Uni-Klinik referierten so engagiert (und sprachen so schnell, dass sie wiederholt gebeten wurden, den Simultanübersetzerinnen mehr Chancen zu geben, ihnen folgen zu können). War es die erhoffte Chance, das eigene Tun gegenüber den traditionellen (und eher väterlich-männlich dominierten) Musiktherapiefeldern darzustellen?

Bisher ist nicht absehbar, welche Rolle Musiktherapie und –therapeutInnen aus dem deutschsprachigen Raum spielen können, wenn es um eine türkeispezifische Integration von Tradition (*makams*) und Moderne (beziehungsorientierte Psychotherapie) gehen soll. Aber es muss auch die Frage gestellt werden, welche Rolle ein solcher türkischer Prozess für das Selbstverständnis mitteleuropäischer Psycho- und Musiktherapeuten spielen sollte. Als in Deutschland die Gruppierungen aus verschiedenen therapeutischen Schulen sich annäherten und nach der Wende west- und ostdeutsche Identitäten aufeinander trafen, hat es lange intensive und komplizierte

fachliche Diskurse gegeben. Heute gibt es einen großen, gemeinsamen Verband, die Deutsche Musiktherapeutische Gesellschaft. Nicht alle haben sich diesem zeitgeistigen mainstream angeschlossen, aber es ist ein Dach für viele. Ist dieses Modell des „kleinsten gemeinsamen Nenners“ zu verallgemeinern? Gibt es auch einen kleinsten gemeinsamen Nenner, der die türkische Musiktherapie der Zukunft auf eine Ebene mit der anderer „moderner“ Länder stellt? Wer legt den fest? Gibt es nicht längst den Gold-Standard der US-amerikanischen Musiktherapie weltweit? Die türkische Seite wird weiter daran arbeiten, ihre rezeptive Musiktherapie-Tradition mit den modernen Musiktherapie-Konzepten zu verknüpfen. Dazu braucht es auf allen Seiten innere Flexibilität, Kompromissfähigkeit und Achtsamkeit für die Identität des Gegenüber. Wie unterschiedlich, wie eigen „darf“ die künftige türkische Musiktherapie aus westlicher Sicht sein? Wenn sie es nicht wäre, hätten wir eine große Chance verpasst.

*

Nach einem Dutzend türkischsprachigen Vorträgen, deren Botschaft ich partiell der Simultanübersetzung entlocken musste, wartete am Abend ein türkisches Bufett in den Räumen des Orient-Instituts auf uns. Eine Mitarbeiterin hatte sich in der Rolle der Köchin selbst übertroffen. Vorwiegend vegetarische Köstlichkeiten mit Kichererbsen, getrockneten Auberginen, Joghurtsauce wurden vervollständigt durch Berge von Lamm-Köfte, den pikanten Hackbällchen. Dazu gab es den bezaubernden Blick über Bosphorus und Altstadt, angestrahlte Moscheen und beleuchtete Passagierfähren. Die Filmregisseurin, die die Tagung dokumentierend verfolgte, kümmerte sich hingebungsvoll um den einjährigen Nepomuk aus Freiburg und sang ein Loblied auf Berlin, das im Vergleich zu Istanbul so angenehm ruhig sei...



Altstadt am Abend

*

Der zweite Tag begann nach den eher theorieorientierten Vorträgen des Freitags praxisbetont. Nevin Eracar, Opernsängerin, Psychodrama-Therapeutin und Musiktherapeutin, dirigierte vor den ca. 50 Zuhörern im Publikum eine strukturierte Heranführung an musiktherapeutische Improvisation. Es gab Elemente von Marktplatzübungen, eine andere Kollegin machte ein warm-up mit Rhythmusspielen, und es folgten Partnerübungen, die dann sozusagen auf der Bühne „veröffentlicht“ wurden.

Wie ging es mir dabei? Ich hatte auf das Angebot von Nevin reagiert, einen Patienten darzustellen, mit dem ich die Arbeit besonders schwer finde. Sie hatte alternativ angeboten, man könne einen Baustein aus dem eigenen praktischen Vorgehen vorstellen oder einfach nach vorn kommen, um mitzumachen, was immer passiere. Ich hatte einen traumatisierten, angstgefüllten Patienten vor meinem inneren Auge und war gespannt, wie es nun weitergehen würde. Aber es ging sozusagen nicht weiter. Außer mir war nur eine zweite (auch deutsche) Teilnehmerin, die eine Patientenrolle einbringen wollte. Drei türkische Kolleginnen hatten Interesse an der Vorstellung ihrer praktischen Arbeit. Ein Dutzend anderer wollte einfach mitmachen. Dann ging es irgendwie erstmal nicht recht weiter. Etwas unvermittelt wurden wir aufgefordert, einen Partner zu wählen – vergessen die Patienten-Identitäten, „mein“ Patient jedenfalls wäre völlig außerstande gewesen, einen Partner zu wählen oder zu akzeptieren und hätte sich in eine Ecke zurückgezogen. Nevin, die doch Psychodramakompetenz mitbrachte, hatte mich nicht de-programmiert, also stand ich da mit meiner Angst und wusste nicht, in welches Mauselloch ich verschwinden sollte. Meine Rettung war die deutsche Musiktherapeutin Sandra Wallmeier: sie wurde mir „zugeordnet“, und sie realisierte mit Selbstverständlichkeit und Sicherheit die komplizierte Situation. Sie ging auf meine Scheu ein, respektierte sie, und sie taut mich auf. Das war eine großartige Erfahrung musiktherapeutischer Dynamik aus der Patienten-Perspektive. Vielen Dank, Sandra! Nebenbei erlebten wir eine intensive szenische und klangliche Subtilität in unserer Begegnung (fand ich jedenfalls selbst).

Im nächsten Kapitel stellte ich selbst eine Gruppensitzung vor, wie ich sie in der Klinik seit Jahrzehnten praktiziere. Sieben Teilnehmer (vier aus der Türkei, drei aus Deutschland) saßen im Kreis, in der Mitte eine Sammlung von Musikinstrumenten (Trommeln, Flöten, Glockenspiel...) und Klangobjekten (Plastikflaschen, Steine, Gläser...). Es gab kein Thema, keine Regel, keine vorgegebene Struktur. Es gab nur uns und die Klangwelt, die wir erzeugten. Rasseln, Knacken, Wischen, Rhythmusideen. Stimmen. Daraus entwickelte sich Struktur – eine Struktur der Gruppe, in der es eine gemeinsame Suche nach Nähe und der nötigen Distanz gab, und einen eher einsamen Trommler, der mit seinen Bongo-Rhythmen die anderen in eine Gemeinschaft zu locken (zu zwingen?) suchte, die noch nicht „dran“ war. Die aktuelle Gemeinsamkeit bestand in der Suche. Dieses Spannungsverhältnis war unser Thema: können wir eine Störung wie den Dauer-Trommler integrieren, können wir unsere Neugier aufeinander zu etwas Gemeinsamen formen? Wie viel Gemeinsamkeit brauchen wir dafür, wie viel Unterschiedlichkeit können wir aushalten?



Atölye heißt Werkstatt

Natürlich konnte dieser Prozess nicht in einer Viertelstunde abgeschlossen werden (so lange hatten wir uns musikalisch erkundet). Aber die Improvisation enthielt aus meiner Sicht viel Perspektive und machte Lust auf mehr. Und es war eindrücklich, wie die praktischen Erlebnisse neue Farbe in die Tagung brachten, zumindest atmosphärisch lockerten. Sechs deutschsprachige Vorträge ergänzten

die türkischen Berichte um meist sehr praxisorientierte Aspekte: wie wird eine deutsche Musiktherapeutin von der traditionellen türkischen Musik erfasst, als sie zu einem Workshop nach Edirne reist (Sandra Wallmeier)? Wie findet die 15jährige traumatisierte Milana eine Form für Inneres in der gemeinsamen Komposition eines Liedes (Patricia Braak)? Wie kann eine deutsche Psychotherapeutin türkische Patienten behandeln – welche interkulturelle Kompetenz braucht sie dazu (Ursula Meyer-Kolcu)? Drei ProfessorInnen verkörperten die wissenschaftliche Integration der Musiktherapie im deutschsprachigen Hochschulsektor (Susanne Metzner - Magdeburg, Gerhard Tucek – Krems/Österreich, Irmgard Merkt - Dortmund).

*

Nach der Tagung las ich Orhan Pamuks wunderbares und melancholisches Istanbul-Buchⁱⁱⁱ. Er beschreibt darin Kinderkrankheit, die für ihn voller An- und Bedeutungen ist. „Unser Kinderarzt Dr. Alber verordnete schließlich, wir sollten nach dem Abklingen des Fiebers täglich an den Bosphorus mitgenommen werden, um frische Luft zu schnappen. Ich stellte sogleich einen Zusammenhang zwischen dem „Luftschnappen“ und dem türkischen Wort für Bosphorus her, das zugleich auch „Kehle“ bedeutet. Umso weniger wunderte ich mich, dass der Touristenort Tarabaya, einst ein verschlafenes griechisches Fischerdorf, vor hundert Jahren noch Therapia hieß“ (S. 61). Beim Gedanken an Luftschnappen und Kehle fällt mir unsere Improvisation im Tagungsworkshop ein, bei dem es auch die unterschiedlichsten Stimmäußerungen gab, Kieksen und Summen, Husten und Lachen. Istanbul scheint ein Ort zu sein, an dem die Dinge noch Bedeutung haben. Das macht mich als Therapeuten weiterhin neugierig.

Gegenüber der Traditionsbindung türkischer Musikmedizin hatte ich zunächst Vorbehalte. Umso interessierter las ich heimgekehrt in der neuesten Ausgabe der Musiktherapeutischen Umschau einen Artikel der Magdeburger Musikwissenschaftlerin Schwarz^{iv}, die beginnend beim französischen Reformpsychiater Esquirol über die Heilanstalt Illenau bis zu Strawinskys „Die Geschichte vom Soldaten“ unsere psychiatrisch-musikalische Geschichte aufzuarbeiten sucht. Für uns ist das ein eher wenig beachtetes Kapitel, und die Besinnung ist überfällig. Hier haben wohl die türkischen KollegInnen bessere Ausgangsbedingungen.

Zwischen Ostfalen und dem Orient ging es schon lange hin und her. Der erste römisch-deutsche Kaiser Otto I. gilt als Magdeburger, dort ist er begraben. Sein Sohn Otto II. heiratete die Nichte des Herrschers von Byzanz, die schöne Osmanin Theophanu. Nach seinem Tod übernahm sie die Führung des Kaiserreiches, da der Nachfolger Otto III. (ihr Sohn) erst drei Jahre alt war. Die nicht nur schöne, sondern auch kluge Kaiserin agierte nicht mit ihren Heeren, sondern mit Machtstrategien. Sie beherrschte eine der mächtigsten Positionen der bekannten Welt und begrenzte den Einfluss der Kirche. So war schon vor über tausend Jahren die Verbindung von Magdeburg und Istanbul überaus erfolgreich.

Kürzlich durfte ich von Magdeburg aus die Dreharbeiten zum „Medicus“ besuchen. Der deutsche Regisseur Philipp Stölzl dreht unter anderem in Elbingerode am Harz. Einer der Stars im Team ist Ben Kingsley, der den weisen Ibn Sina spielt (den Lehrer der Hauptperson Rob Cole, der aus London nach Persien geht, um dort die weltweit führende Medizinwissenschaft zu studieren). Ibn Sina ist auch bekannt unter dem latinisierten Namen Avicenna und hat sich mit allem beschäftigt, was zu seiner Zeit wichtig war: er war persischer Arzt, Physiker, Philosoph, Jurist, Mathematiker, Astronom, Alchemist – und Musikwissenschaftler. Er hat sich mit der Wirkung der Musik auf den Gesundungsprozess beschäftigt. Er war also irgendwie auch einer der Väter der altorientalischen Musiktherapie. In dem populären Roman „Der Medicus“ hat die Story von der Adaptation orientalischen Wissens durch den Okzident weltweit Millionen Leser gefesselt. Ganz so viel Publikum wird die Weiterentwicklung musiktherapeutischer Konzepte und Anwendungen in Ost und West nicht finden. Aber es wird demnächst schon mal einen Film dazu geben, der vorwiegend die Tagung

in Istanbul dokumentiert und mit weiteren Materialien ergänzt. Crossing The Bridge^v auf musiktherapeutisch sozusagen.

Teilnehmer der Istanbul Tagung haben sich schon mal locker verabredet: 2014 findet im österreichischen Krems der Weltkongress Musiktherapie statt. Gerhard Tucek lud herzlich ein, dort den Dialog weiter zu führen.



Tradition und Moderne: In einer Spiegel-Installation am 1015 gegründeten „Kloster Unser Lieben Frauen“ in Magdeburg, heute Museum für moderne Kunst, spiegelt sich das Hundertwasserhaus.

Der Autor:

Ingo Engelmann, Dr.phil, Psychologischer Psychotherapeut, Musiktherapeut (DMtG), Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie Bethesda Krankenhaus Bergedorf, Lehrbeauftragter an der Hochschule Magdeburg-Stendal

ⁱ „Hören Sie“ – Erfahrungsaustausch deutsch-türkischer Musiktherapie. Veranstaltet vom Orient-Institut Istanbul und der Hochschule Magdeburg-Stendal vom 25.-26.Mai 2012 in Istanbul (Türkei)

ⁱⁱ Orhan Pamuk: Das Museum der Unschuld. Roman, Carl Hanser Verlag 2008

ⁱⁱⁱ Orhan Pamuk: Istanbul.Erinnerungen an eine Stadt. Carl Hanser Verlag 2006

^{iv} Manuela Schwarz: Und es geht doch um die Musik. Zur musikalischen Heilkunde im 19. Und 20. Jahrhundert (Teil1). Musiktherapeutische Umschau 33, 2(2012) 113-125

^v Fatih Akin (Regisseur): Crossing The Bridge – The Sound Of Istanbul. Dokumentarfilm, DVD 2005